



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Lügen

Bourget, Paul

Budapest, 1891

X. Jn der Falle.

[urn:nbn:de:hbz:466:1-93546](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:hbz:466:1-93546)

X.

In der Falle.

Susanne hielt sich für sehr schlau und sie war es auch, doch allzu gelehrte Schlaueit schießt oft am Ziel vorbei. Da sie gewohnt war, Liebesangelegenheiten mit galanten Tändeleien zu verwechseln, so fehlte ihr der Maßstab für die Großmuth und die Gefühlstiefe eines so jungen Wesens, wie jenes war, das ihre halb romantische, halb sinnliche Laune erregte. Nach ihrer Berechnung sollte die listige Bemerkung, die sie über Claude gemacht, René's Mißtrauen wachrufen. Dieselbe hatte aber im Gegentheil in dem Dichter das unwiderstehliche Bedürfniß erweckt, mit Larcher zu plaudern. Es schmerzte ihn, daß der Lektore gegen Frau Moraines eingenommen war. Wer von uns hat nicht mit 25 Jahren den Wunsch kennen gelernt, daß auch unser liebster Freund der von uns angebeteten Frau einen Platz in seiner Wohlmeinung einräume? Derselbe ist in jenem Alter so heftig, als mit 40 Jahren das Bestreben, uns Anfangs demselben Freund gegenüber zu verschließen. Sobald René Susanne verlassen hatte, richtete er seine Schritte nach der „Rue Varenne“. Er war nicht dort gewesen seit dem Tage, an welchem er Colette bei Claude getroffen. Während er nun das große Hausthor aufstieß und den Hof des Hotel Saint-Enverte durchschritt, konnte er sich nicht enthalten, Vergleiche zwischen diesen beiden Besuchen anzustellen. Dieselben waren nur durch wenige Stunden von einander getrennt und doch, welcher Abgrund gähnte dazwischen! Der junge Mann befand sich in jener köstlichen, fieberhaften Stimmung, die jedwede Ueberlegung ausschließt. Er war weit davon entfernt, sich dessen bewußt zu werden, daß seine Madonna ihn ganz merkwürdig gewandt und schnell an's Ziel geführt. Er empfand nur ein geradezu

befeligendes Wohlbehagen darüber, die unglaubliche Raschheit der Fortschritte in seiner Leidenschaft zu constatiren. Dieselbe bekräftigte nur um so nachdrücklicher die Festigkeit derselben. Er fühlte sich so glücklich, so leichtbeschwingt, daß er, wie zur Zeit, da er an Samstagen mit dem ersten Preis aus der Pension heimkehrte, die alte Stiege, zwei Stufen auf einmal nehmend, hinaufeilte. Diesmal ließ der Diener ihn ungehindert eintreten, doch machte er dabei ein so betrübtes Sakristangeficht, daß René ihn um die Veranlassung fragte.

„Herr, ist das denn vernünftig,“ klagte Ferdinand kopfschüttelnd, „daß mein Gebieter seit 48 Stunden, von denen er kaum 6 geschlafen hat, sitzt und schreibt und schreibt! . . . Ach! Herr, Sie sollten ihm denn doch Vorstellungen machen, daß er sich auf diese Weise zu Grunde richten wird . . . Könnte er denn nicht gleich uns alle Tage ein wenig arbeiten, fein langsam und behaglich, und dabei ein gemüthliches Leben führen?“

Diese Klage bereitete René auf ein Schauspiel vor, das ihm nicht mehr neu war: dasjenige nämlich, bei welchem das Nest Colette's in ein Laboratorium verwandelt schien. Er trat ein. Auf dem Lederdivan lagen anstatt der lieblichen und verderbten Schauspielerin unzählige Blätter, die mit einer großen, unleserlichen Schrift bedeckt waren. Zerknüllte Papierfetzen der gleichen Art bedeckten den Teppich, ausgebreitete Correcturen den Kamin; an seinem Arbeitstisch aber saß Larcher in vernachlässigter Kleidung, mit einer fleckigen Jacke, an der die Knöpfe fehlten, mit ausgetretenen Pantoffeln, einem strickartig um den Hals gebundenen Foulardtuch, mit zerzausten Haaren und einem tagelang unrasirten Gesicht. Bei diesem falschen Modemenschen mit den eleganten Ansprüchen kamen die mehr als ungebundenen Gewohnheiten seiner Jugendjahre jedesmal zum Durchbruch, wenn er sich beim Schreiben recht in's Zeug legte. Claude war, wie alle Arbeiter mit der Feder, deren einziges Capital die Zeit ist und die ihr Leben daher nicht streng eintheilen können, stets im Rückstand sowohl mit der Arbeit, als mit dem Gelde; es war dies doppelt der Fall, seit das Verhältniß mit Colette ihn zu jenen kostspieligen Ausgaben nöthigte, zu denen junge Leute geradezu gezwungen sind, wenn sie nicht für den Unterhalt der Geliebten Sorge tragen müssen. Die Schauspielerin hatte

außer ihrer Gage wohl noch ein Einkommen von 20 000 Francs, das Vermächtniß eines alten Liebhabers, der ein reicher Russe gewesen und bei Plewna gefallen war; aber es regnete nur so Wagen, Bouquets, Diners, Geschenke — und das Alles kostete Geld, — viel Geld!

Das Erträgniß der beiden Schauspiele war durchgebracht und Claude mußte die unglücklichen Banknoten im Schweiß seines Hirns verdienen.

„Sie sehen,“ sagte er, sich erhebend und René mit fiebernder Hand die Finger drückend, „ich bin wieder einmal im Joch! . . . Fünfzehn Feuilletons, die gleich abgeliefert werden müssen . . . Eine köstliche Geschichte mit der „Pariser Chronik“, jenem 8 seitigen Journal, das Andry subventionirt. Sie verlangten lezthm einen Roman von mir, die Zeile für einen Franken. Ich versicherte sie, daß ich denselben bloß abzuschreiben brauchte . . . Ich hatte jedoch nicht ein Wort geschrieben, nicht das! . . . Da kam mir eine Idee! Ich wollte „Abolphe“ modernisiren, mit unseren Ausdrücken, unserer Färbung, unseren Anschauungen versehen . . . Das wird sensationell wirken! Doch ist das nicht Alles! Wissen Sie, was es heißt, mit allen Qualen der Eifersucht im Herzen schaffen zu müssen? . . . Ich sitze an meinem Schreibpult und will gerade einen Satz niederschreiben; mir ist ein Gedanke gekommen, ich will ihn festhalten . . . Unmöglich. Denn plötzlich raunt mir eine Stimme zu: — Was macht Colette? . . . Ich lege die Feder weg und leide, leide unerträglich . . . Ach! wie ich leide! . . . Balzac behauptet, daß er die Hirnsubstanz zu bestimmen vermag, die man in einer Liebesnacht vergeudet: . . . einen halben Band . . . und er fügt hinzu: Es giebt keine Frau, die 2 Bände jährlich werth wäre . . . Welcher Blödsinn! Den Künstler untergräbt nicht die physische Liebe, ihn untergräbt einzig diese Aufregung, diese fixen Ideen, dieses fortwährende Herzklopfen! Kann man denn denken und empfinden zu gleicher Zeit? . . . Man muß eben wählen. Hugo hat niemals etwas empfunden; und Balzac ebensowenig. Hätte er seine Frau Hauska wirklich geliebt, er wäre ihr durch ganz Europa nachgelaufen und hätte sich um die „Menschliche Comödie“ so wenig gekümmert, als ich mich um diesen Schmarren . . .“

Dabei raffte er die auf seinem Pult verstreuten Blätter

zusammen: „Ach, mein lieber René,“ fuhr er mit bewegtem Ausdruck fort, „halten Sie Ihr einfaches Leben fest. Ich hoffe, Sie haben sich nicht zu Besuchen und Einladungen einfädeln lassen von allen den Hopfenstangen, denen Sie bei der Gräfin begegneten.“

„Ich habe einen einzigen Besuch gemacht,“ antwortete René, „rathen Sie, bei wem? . . . Bei Frau Moraines.“ Er war ganz bewegt, als er diesen Namen nannte. Und mit dem Instinkt aller Verliebten, die eigentlich von der Angebeteten sprechen möchten, nachher aber zurückschrecken vor diesem Gespräch und das Urtheil ablenken, gleichwie man eine drohend erhobene Lanzenspitze mit der Hand abwehrt, fügte er hinzu: „Ist sie nicht wirklich bewundernswürdig schön und reizend und hat sie nicht geradezu erhabene Gedanken? . . . Denken Sie auch von dieser schlecht? . . .“

„Bah!“ rief Claude aus, der, ganz von seinen eigenen Sorgen in Anspruch genommen, René nur mit halbem Ohr zugehört hatte, „wenn man in ihrer Vergangenheit oder Gegenwart forschen wollte, stieße man sicherlich auf irgend welche Schändlichkeit. Die Kröte, die in der Fabel aus dem Munde der Prinzessin springt, findet sich in dem Herzen jeder Frau.“

„Dann wissen Sie also etwas über sie, nicht wahr?“ fragte der Dichter.

„Ich!“ meinte Claude, dessen Aufmerksamkeit durch René's zitternden Tonsfall erregt worden war. Er blickte den jungen Mann an und — begriff. Er, der im pariser Leben so Bewanderte, hatte längst etwas von den Gerüchten gehört, die über die Beziehungen Susannens zu Baron Desforges im Umlauf waren; er als Misanthrop hatte auch mit der Naivetät, die jenen eigen ist und ihnen alle Niedertracht wahrscheinlich erscheinen läßt, fest daran geglaubt. Man kann sich manchmal aber dennoch täuschen. Eine Secunde lang hatte er die Absicht, René zu warnen, ihn mindestens aufmerksam zu machen auf die besagten Gerüchte. Er schwieg jedoch. Warum? That er es aus Klugheit, um sich Desforges nicht zum Feind zu machen, falls Susanne demselben berichten würde, daß er, Claude, gelästert? Oder aus Mitleid über den Schmerz, den René seine Bemerkungen verursachen mußten? Oder aus Behagen daran, einen Bagno-

Genossen gefunden zu haben, — denn die Wahl zwischen Susanne und Colette war schwer? Oder nur bewogen von der Neugierde des Analytikers, in dem der Wunsch sich regt, die Leidenschaft eines Andern beobachten zu können? Wer vermöchte die bis in's Unendliche complicirten Motive festzustellen, deren Resultat oft eine plötzliche Willensäußerung ist? So viel jedoch steht fest, daß Claude nach wenigen Secunden, und als suchte er gleichsam nach Etwas in seinem Gedächtniß, den Satz folgendermaßen beendete: „Ob ich etwas über dieselbe weiß? . . . Nicht das Geringste. Ich bin nun einmal, wie der Engländer sagt, ein „professional woman hater.“ Diese Frau kenne ich nur daher, daß ich ihr fast überall begegnete und sie etwas weniger dumm fand, als die meisten Andern . . . Sie ist in der That sehr schön . . .“ Und theils aus Bosheit, theils um das Herz René's zu sondiren, fuhr er fort: „Ich wünsche Ihnen Glück! . . .“

„Sie thun ja gerade, als ob ich verliebt wäre,“ antwortete René, dessen Gesicht sich vor Verlegenheit dunkelroth färbte. Er war gekommen, um sich seinem Freunde gegenüber in Lobeserhebungen auf Susanne zu ergehen, und nun vereitelte Claude's spöttischer Ton alle Vertraulichkeit.

„Ach! Sie sind also nicht verliebt!“ erwiderte der Andere mit einem abscheulichen Richern. Dann aber setzte er, in einer jener edlen Aufwallungen, deren er fähig war, hinzu: „Verzeihen Sie mir!“ und drückte dabei des jungen Mannes Hände. Da er jedoch zu bemerken glaubte, daß diese Regung bei René eine Herzensergießung heraufbeschworen, so hielt er an und meinte hastig: „Erzählen Sie mir nichts . . . Sie würden mir nachher zürnen . . . Auch wäre ich heute ein schlechter Zuhörer! . . . Ich leide zu sehr und das macht böse . . .“

So gestaltete sich selbst die falsche Taktik Susannens ihren Verführungsplänen günstig. Der einzige Mensch, dessen Feindseligkeiten sie zu fürchten hatte, verurtheilte sich freiwillig zum Schweigen. Da René das unabweisbare Bedürfniß empfand, sein überquellendes Herz auszuschütten, so wendete er sich Emilien zu; diese aber ward, durch den naiven Schwesterstolz, von vornherein zur Verbündeten der Unbekannten, die sie durch die Augen des Bruders von aristokratischem Nimbus umgeben sah! Sie hatte gleich am Morgen

nach dem Feste bei der Gräfin den Berichten des Bruders entnommen, daß Frau Moraines unter all' den am Vorabend anwesenden Frauen die Einzige war, die René wirklich gefallen hatte; auch errieth sie, daß dieselbe die Einzige war, auf welche der Dichter einen persönlichen Eindruck gemacht. Mütter und Schwestern besitzen einen eigenen Sinn, um diese Nuancen zu unterscheiden. René's Aufregung an den folgenden Tagen war zu lebhaft, um ihrer Beobachtung zu entgehen. Sie, die ihm durch das doppelte Band moralischer Aehnlichkeit und schwesterlicher Liebe verbunden war, empfand den Gegenstoß jeder Empfindung, die das Herz des Bruders durchzuckte. Sie war so fest von der Liebe René's überzeugt, als hätte sie den beiden Zusammenkünften in der „Rue Murillo“ beigewohnt. Und diese Liebe beglückte sie, ohne ihre Eifersucht zu erwecken, während sie doch früher die Neigung ihres Bruders zu Rosalien sowohl geängstigt, als auch eifersüchtig gemacht hatte. Mit der den Frauen eigenthümlichen Speciallogik fand sie es ganz natürlich, daß ihr Bruder sich mit einer Person, die nicht mehr frei war, in eine Intrigue eingelassen. Sie setzte voraus, daß außergewöhnliche Männer auch eines außergewöhnlichen Lebens und einer eben solchen Moral bedürfen; sie empfand gleichzeitig, daß diese Liebe zu einer großen Dame, die ihren stolzen Träumen mit Bezug auf ihren Liebling so sehr entsprach, ihr selbst niemals Abbruch thun werde. Hingegen war ihr die Neigung zu Rosalien immer wie ein Raub an der ihr gebührenden Zärtlichkeit vorgekommen. Und zwar, weil Rosalie derselben Gesellschafts-klasse angehörte, wie sie, und René sich ihr nur durch die Ehe verbinden konnte und indem er eine eigene Familie gründete. Die Entdeckung der keimenden Liebe ihres Bruders rief daher bei ihr einen Ausbruch stillen Entzückens hervor. Sie wünschte, daß René die am Morgen nach der Gesellschaft bei Komof gemachten Bekenntnisse bald durch neue vervollständigen möchte. Diese vertraulichen Mittheilungen blieben jedoch aus und sie mochte dieselben nicht herausfordern. Sie muthmaßte mit zärtlicher Feinfühligkeit, daß des Bruders Herzensergüsse sich in Folge dessen später nur um so heftiger und erschöpfender gestalten würden. Und so wartete sie denn ab und spähte in den Augen, deren Ausdruck sie nur zu gut kannte, nach den Anzeichen höchster Freude, wie sie nur das

Fieber des Glückes erzeugt. Sie schwieg umsomehr, als sie René immer nur in Gegenwart Fresneau's sah. Der Dichter verließ, — getrieben von der natürlichen Feigheit, die alle falschen Stellungen kennzeichnet, — das Haus, sobald er aufgestanden war und kehrte erst zur Stunde des Frühstücks in dasselbe zurück. Nach demselben entfernte er sich jedoch abermals bis zu Tisch und ging auch dann noch, nach dem Mittagessen, wieder fort, um jede Begegnung mit Rosalien zu vermeiden. Der Professor in seiner Zerstreutheit bemerkte diese gründlich veränderte Lebensweise nicht einmal. Bei Frau Offarel war dies nicht der Fall; sie, die sich zwei Abende nacheinander mit ihren beiden Töchtern eingefunden, ohne Denjenigen zu finden, den sie mit Recht als ihren Schwiegersohn betrachtete, zögerte nicht, diese Abwesenheit zu betonen:

„Herr Larcher,“ meinte sie, „scheint Herrn René täglich einer andern Gräfin vorzustellen, da wir ihm weder hier, noch anderswo mehr begegnen.“

„Man sieht ihn in der That wenig mehr,“ bestätigte Fresneau. „Wo steckt er denn?“

„Er hat wieder seinen „Savonarola“ in Angriff genommen,“ antwortete Emilie, „und verbringt seine Abende daher in der Bibliothek.“

Am Morgen nach dieser Unterredung, der auch jener nach dem zweiten Besuch bei Susanne war, trat die Schwester zeitig Morgens bei dem Bruder ein, um demselben Alles getreulich zu berichten. Sie fand ihn damit beschäftigt, japanische Briefbogen zu ordnen, die sie ihm geschenkt. Er wollte auf denselben diejenigen Verse copiren, die er Frau Moraines vorzulesen beabsichtigte. Der Tisch war mit Papieren bedeckt, die mit ungleichen Schriftzügen geschwärzt waren. Es waren diejenigen Gedichte, die er schon durchblättert hatte. Emilie erzählte von ihrer unschuldigen Lüge, er umarmte sie freudetrunken und sagte dann:

„Wie schlau Du bist!“

„Ich bin eben Deine Schwester und liebe Dich innig,“ antwortete sie; „das ist ja nur natürlich.“ Dann nach einigen der zerstreuten Blätter langend: „Bereitest Du Dich denn nicht wirklich vor, Dein Werk wieder aufzunehmen?“

„Nein,“ sagte er, „aber ich soll einer Dame eine Auswahl meiner Gedichte vorlesen . . .“

„Frau Moraines,“ erwiderte Emilie lebhaft.

„Du hast richtig gerathen,“ erwiderte der junge Mann einigermaßen verlegen, „Ach! wenn Du wüßtest! . . .“

Dann folgte die bisher künstlich eingedämmte Fluth vertraulicher Bekenntnisse. Emilie mußte das begeisterte Lob Susannens, selbst über die kleinsten ihrer Eigenthümlichkeiten, anhören. René erzählte in einem Athem von der bewunderungswürdigen Bornehmheit der Gedanken dieser Frau, und von der Form ihrer kleinen Schuhe; von ihrer hervorragenden Begabung und von der mit Sammet ausgeschlagenen Schreibmappe. Für Emilie hatte dieses kindliche Staunen vor den Einzelheiten des Luxus, welches sich mit der Ueberspanntheit der Leidenschaft paarte, nichts Ueberraschendes. Hatte sie denn nicht selbst von jeher in ihre Zärtlichkeit für den Bruder, nächst dem Ehrgeiz, auch die Erfüllung der unscheinbarsten Wünsche mit einbezogen? Sie ersehnte beispielsweise mit derselben Kraft, daß er Genie und — Pferde besitze, daß er „Childe Harold“ schreibe und wie Lord Byron über viertausend Pfund Jahresrente verfügen könne. Sie war in diesem Punkt ebenso naiv plebejisch wie er; von jener leichtgläubigen Menschenart, welche die wirkliche Aristokratie des Geistes und der Denkungsart alles in Allem mit jener andern, scheinbaren Aristokratie verwechseln, die bloß über die äußere Form im Leben verfügt. Wenn man einer Familie angehört, welche unter moralischem Druck gelebt hat, so erscheint die Letztere gar leicht wie eine Vorbedingung der Ersteren. Emilien entzückten selbst die Einzelheiten, aus denen ein minder wohlwollender Beobachter leicht den Schluß gefolgert hätte, daß René Susannen ob der vornehmen Aeußerlichkeiten liebe; sie entzückten sie, anstatt sie zu verlegen, und sie hatte sich mit der Leidenschaft des Bruders derart vertraut gemacht, daß sie demselben beim Abschied zurief:

„Du sollst für Niemanden zu Hause sein . . . Sei ruhig, ich werde Dich zu schützen wissen . . . Du mußt mir aber die Verse zeigen, die Du ihr vorlesen wirst . . . Sei vorsichtig in der Wahl derselben.“

Diese Arbeit des Sichtens und Abschreibens dämpfte einigermaßen die Gluth des jungen Mannes und gestattete demselben, den Tag seines abermaligen Besuches in der „Rue

Murillo“ zu erwarten. Die Stunden der Einsamkeit, nur durch Gespräche mit Emilien unterbrochen, verflossen theils in ruhiger, theils in eigenthümlich melancholischer Weise. Dann ward wieder Susannens liebreizendes Bild lebendig vor ihm. Er legte die Feder weg und alle Gegenstände, die den Rahmen seiner Thätigkeit bildeten, verschwanden wie durch einen Zauberschlag. Anstatt seiner rothen Wände sah er den kleinen Salon Frau Moraines' vor sich. Er sah seinen geliebten Albrecht Dürer nicht mehr, noch auch seinen Gustav Moreau, seine Goya, seine Handbibliothek, in der die „Imitation“ hart neben „Madame Bovary“ zu stehen kam, noch auch die beiden entlaubten Bäume des Gärtchens, die sich vom blauen Firmament abhoben ... Hingegen war Susanne bei ihm, mit ihren feinen, weichen Bewegungen, ihrer Kopfhaltung, mit den gewissen Schattirungen ihres goldigen Haares, mit dem blendenden Teint und der rosigen Durchsichtigkeit desselben. Diese Erscheinung, die nichts gemein hatte mit einem blassen, wesenlosen Phantom, sprach so entschieden zu den Sinnen des Dichters, daß sie ihm hätte beweisen sollen, wie sehr die Stellungen Frau Moraines' ihr wahres Wesen, nämlich die wollüstige, raffinirte Courtisane, maskirten. Er gab sich keine Rechenschaft darüber, und obwohl sein physisches Verlangen nach ihr sich fast bis zum Wahnsinn steigerte, so glaubte er doch noch immer, daß er einem bloß überirdischen Cultus für sie huldige. Es ist dies eine wunderliche Gefühlstauschung, welche bei keuschen Menschen oft vorkommt und dieselben größtem Betrug fast widerstandslos preisgibt; dieser Mangel an Urtheil über ihre eigenen Empfindungen, diese absolute Unfähigkeit in der Auffassung der Umtriebe einer Frau, die alle bei ihrem Opfer aufgespeicherten Lebensschätze in hellen Aufruhr bringt. Wenn aber Rosalie — Susannen den Platz räumte, dann kam René völlig mit sich in's Klare. Er bekam zufällig, in seinen Papieren kramend, Schriftstücke in die Hand, die er in kindlicher Weise mit der Aufschrift: „Der Blume gewidmet,“ versehen hatte; es war Rosalie gewesen, die er in verflossenen Tagen, da er sie geliebt, so apostrophirt hatte; damals verfaßte er fast täglich ein kleines Gedicht für sie.

„O Rose der Sanftmuth und Aufrichtigkeit,“ sagte er in einem derselben. Er mußte die Feder weglegen, auch wenn er ähnlichen Versen begegnete, und abermals versanken

die Dinge um ihn her in's Wesenlose, diesmal jedoch, um quälenden Visionen Raum zu geben . . . Die Wohnung der Offarel tauchte auf vor seinem geistigen Auge, kalt und stumm. Die alte Mutter ging unter ihren Käsen hin und her. Angelika blätterte in dem englischen Wörterbuch und Rosalie blickte ihn, René, an. Ja, sie schaute ihn aus der Ferne mit Augen an, die nicht vorwurfsvoll, sondern mit rührendster Schwermuth dreinblickten. Er wußte, als wäre er bei ihr gewesen, um die Dualen ihrer Eifersucht und daß sie sein Geheimniß errathen. Hätte er denn sonst dieses Entsetzen empfinden können, bei dem Gedanken, diesen Augen zu begegnen? Ach! wenn er die Kraft hätte, vor sie hinzutreten und ihr zu sagen: „Seien wir fortan nur mehr Freunde! . . .“ Das wäre entschieden seine Pflicht. Rückhaltlose Offenheit ist das einzige Mittel, um sich in Fällen erstorbener Liebe, die falschen Herzensbankrotten ähnlich sind, die Selbstachtung zu bewahren. Dann verwarf er wieder diese Aufrichtigkeit aus einer Art von Scham, deren Grundton sowohl das Mitleid als der Egoismus bildete. Er griff abermals nach der Feder und sagte wie am ersten Tag zu sich: „Ich will Zeit gewinnen,“ und versuchte zu arbeiten. Doch ward er wieder gezwungen, sich zu unterbrechen, da er Rosalien leiden fühlte. Er gedachte der Nächte, die sie in Thränen verbrachte. Denn er kannte jede, selbst die kleinste Gepflogenheit dieses naiven Wesens, das ihm ihr ganzes Herz geschenkt. Sie hatte ihm oft gesagt, daß sie sich nur des Nachts den Sorgen hingeben könne, falls sich dieselben zu drückend gestalteten . . . Dann stützte er den Kopf in die Hand und sagte zu sich selbst: „Ist es denn meine Schuld? . . .“ bis die Vision wieder verschwand.

Einem Naturgesetz zu Folge sind unsere Leidenschaften nur um so heftiger, wenn sie Hindernisse zu überwinden haben; und so hatten auch René's Gewissensbisse über den Verrath an Rosalien vorerst zur Folge, daß seine Aufregung sich steigerte, als er dem von Frau Moraines bestimmten Stelldehnen entgegeneilte. Diese Letztere erwartete ihn ihrerseits mit fast fieberhafter Ungeduld, über die sie selbst staunen mußte. Sie hatte dem jungen Mann bei seinen verschiedenen Ausgängen, dann, als der Freitag wieder gekommen, in der Oper aufgelauert. Wenn sie bemerkte, daß er seine Augen mit kindlicher Anbetung compromittirend gleich einem Geständniß

auf sie hestete, dann meinte sie: „Welche Unvorsichtigkeit!“ — Wenn sie ihn jedoch nicht gewahrte, dann stellte sich ein kleiner Anfall des Zweifels ein, der ihre Caprice auf's Höchste steigerte. Sie war über diesen Besuch um so ergriffener, als sie denselben für entscheidend hielt. Es war das dritte Mal, daß sie René empfing, zweimal davon ohne Wissen ihres Mannes. Sie durfte ihrer Leute halber nicht weiter gehen. Paul hatte ihr zwei Tage vorher, natürlich ohne jedweden Hintergedanken, bei Tisch gesagt: „Wir, Desforges und ich, haben von René Vincy gesprochen. Er hat ihm keinen günstigen Eindruck gemacht. Es ist entschieden besser, wenn man Autoren, deren Werke man bewundert, nicht in der Nähe kennen lernt.“

Wenn der Diener, welcher René eingelassen hatte, in der Nähe gewesen wäre, da der Gatte diese Bemerkung machte, so wäre Susanne gezwungen gewesen, zu sprechen. Derselbe Zufall konnte sich morgen, übermorgen wiederholen. Sie hatte sich denn auch geschworen, René gesprächsweise ein Stelldichein außerhalb ihres Heims zu geben. Sogleich war ihr der Gedanke gekommen, mit dem jungen Manne unter dem Vorwand der Neugierde irgend einen gemeinsamen Gang zu verabreden: eine Begegnung in der Notre-Dame-Kirche z. B. oder in irgend einer alten Kirche in der Umgebung von Paris, wo man keine Gefahr lief, gesehen zu werden. Sie hatte darauf gerechnet, dieses Stelldichein unauffällig an irgend welche Verse anzuknüpfen, die er ihr vorlesen würde. Sie erwartete ihn wieder in Straßentoilette; sie hatte Vormittag einer Trauung beiwohnen müssen und daher das etwas gepuzte malvenfarbene Kleid anbehalten, das einer Abendtoilette glich, so vortheilhaft hob es die Rundung ihrer Büste und ihrer Schultern und die Schlankheit ihrer Gestalt. So bekleidet und auf einem niedern Fauteuil sitzend, was ihr gestattete, die bewunderungswürdigen Linien ihres Körpers in vortheilhaftestem Licht zu zeigen, lud sie den jungen Mann nach kurzer Begrüßung ein, seine Vorlesung zu beginnen. Sie hörte ihm zu, ohne sich über die eigenthümliche, etwas singende Betonung zu wundern, die die moderne Schule kennzeichnet. Ihr regungsloses Gesicht und ihre großen intelligenten Augen schienen die größte Aufmerksamkeit zu verrathen. Nur ab und zu — man hätte wetten mögen, es geschehe ganz unabsichtlich — wagte sie dazwischen zu rufen: „Wie schön das

ist! . . .“ oder aber: „Möchten Sie diese Verse nicht noch einmal wiederholen, ich finde sie entzückend! . . .“ In Wirklichkeit waren ihr die Verse des Dichters ebenso gleichgültig als unverständlich. Man muß, um das Werk eines modernen Autor's auch nur oberflächlich zu verstehen, — in demselben paart sich immer der Kritiker mit dem Gelehrten, — über einen Grad geistiger Reife verfügen, welchen man bei Frauen der Gegenwart selten findet; er bedingt, daß die Frau sich inmitten eines Lebens, das ernstem Studium und allem Nachdenken zuwider läuft, die Freude an geistigen Interessen wahrt und daher fortfährt, zu denken und zu lesen. Was Susanne in Spannung erhielt und ihre blauen Augen nachdenklich blicken machte, war der Wunsch, das Wort nicht zu überhören, auf das sie ihren Plan bauen konnte. Aber Verse folgten auf Verse, Sonette auf Stanzas, ohne daß sich Gelegenheit fand, der Unterhaltung jene Wendung zu geben, die sie herbei sehnte. Wie schade! Denn sowohl René's Augen, die fortwährend aufschauten von dem Buch, so wie seine Stimme, die des öftern versagte, und das Zittern seiner Hände beim Umblättern, all' das bewies genügend, daß die gespielte Bewunderung in ihm die Eitelkeit wachrief, welche in jedem Schriftsteller schlummert. Nun blieb nur mehr ein Gedicht übrig! Doch hatte dieses, das sich der Dichter als Lieblingsstück zuletzt aufgehoben, einen Titel, der für Susanne einer Offenbarung gleich kam: „Die Augen der Joconde.“ Es war ein langes Opus, halb metaphysisch, halb beschreibend gehalten, in welchem der Dichter sich einbildete, originell gewesen zu sein, weil er alle Gemeinplätze, die unser Zeitalter vervielfältigt, in wohlklingende Verse gebracht hatte. Vielleicht sollte man in diesem Conterfei einer Italienerin einfach eine Studie jenes unverfrorensten Realismus sehen, welcher das hauptsächlichste Bestreben Leonard's gewesen zu sein scheint. Wollte es nicht vielleicht jene unsaßbare Sache festhalten, als welche eine in Bewegung begriffene Physiognomie erscheint? Wollte es nicht vielleicht jene rasch wieder entschundene Schattirung zeichnen, wie die Uebergänge des lachenden Mundes zum ernsten? Thatsache ist, daß René in kindlichem Stolze darauf, daß sein Name demjenigen des Dorfes ähnelte, mit welchem man den feinfühligsten Meister der Renaissance zu bezeichnen pflegt, hier in diesen 30 Strophen

eine ganze Philosophie der Natur und Geschichte zusammengefaßt hatte. Er hätte alle Szenen des „Sigisbée“ um dieses symbolische Sammelsurium gegeben; die Szenen waren ja bloß natürlich und leidenschaftlich, zwei Eigenschaften, die nur mehr für den Dummkopf gut genug sind! Wie groß mußte daher sein Entzücken sein, als er Frau Moraines Stimme vernahm, die ihm zurief:

„Wenn ich mir erlauben dürfte, eine Vorliebe zu äußern, so würde ich diesem Stück den Vorzug geben vor allen Andern . . . Wie tief Sie in die Kunst eingehen! Welcher Genuß es sein müßte, mit Ihnen die Meisterwerke großer Maler zu besehen. Ich bin überzeugt, daß, falls ich in Ihrer Gesellschaft einige Gallerien besuchte, Sie mich bei den Bildern auf Dinge aufmerksam machen würden, die ich ahne, ohne sie zu verstehen . . . Ich bin schon des öftern im Louvre gewesen, aber immer allein.“ Sie hielt inne. Seitdem René begonnen hatte, dieses letzte Werk zu lesen, sagte sie zu sich selbst: „Wie blöde ich bin, nicht vorher daran gedacht zu haben,“ und schloß dabei halb die Lider, wie um einen schönen Traum festzuhalten. Sie hatte diesen Satz in der Voraussetzung ausgesprochen, daß René sich die Gelegenheit nicht werde entgehen lassen, sie wieder zu sehen. Sie meinte, er werde sicherlich einen Gang in den Louvre vorschlagen, ein Vorschlag, den sie nach schicklicher und geschickter Abwehr schließlich annehmen wollte. Sie erspähte die Bitte auf seinen Lippen, sah aber auch gleichzeitig, daß er den Muth nicht aufreiben werde, dieselbe zu äußern. So fuhr sie denn selbst fort:

„Wenn ich nicht fürchten müßte, Ihnen die Zeit zu rauben? . . .“

Dann aber mit einem Seufzer:

„Uebrigens kennen wir uns noch zu wenig.“

„Ach! meine Gnädige,“ stammelte der junge Mann, „ich habe die Empfindung, als wäre ich seit Langem schon Ihr Freund!“

„Sie fühlen eben heraus, wie wenig gefallsüchtig ich bin,“ antwortete sie mit reizend einfachem Lächeln. „Und ich will Ihnen einen neuen Beweis davon geben. Wollen Sie mir an einem der nächsten Tage den Louvre zeigen?“